

Für nur 52 Minuten Sendezeit wurde hier eine beachtliche Menge Stoff und Material gut konsumierbar aufbereitet: Die Skizze eines langen Menschenlebens; ein Abriss von Ratzingers umstrittenen theologischen Positionen und kirchlichen Aktivitäten im Lauf der vergangenen Jahrzehnte – von seiner Verurteilung der Befreiungstheologie bis hin zum Ausstieg aus der Schwangerenkonfliktberatung in Deutschland; sein erstes Jahr als Papst mit seiner Enzyklika über die Liebe und Ratzingers Ablehnung der „Diktatur des Relativismus“ mit der Erhebung des Ichs zum Maßstab aller Dinge.

All das in einer knappen Stunde, ohne den Zuschauer zu verwirren und die Dokumentation hoffnungslos zuzutexten. Erschwert wurde das konzentrierte Zuhören bei den gehaltvolleren Interviewpassagen allerdings durch überflüssige Spielereien mit dem geteilten Bildschirm.

So klar Ratzinger als Kardinal einzuordnen war – als Papst blieb er den Autoren ein Rätsel. Eine Haltung, die man als Zuschauer unbefriedigend finden kann (zumal wenn man die Schilderung bestimmter Ereignisse vermisste) – oder auch redlich. Auf jeden Fall ist man nach diesem Film gespannt, ob Benedikt XVI. der zurückgezogene und „rätselhafte Papst“ bleibt, als der er hier erschien – oder ob er demnächst in die Offensive geht.

Andrea Kaiser

Bitte an Mr. Greh weitreichend
di

Das Denken verändert

„Die Container-Story“, Dokumentation von Thomas Greh, Kamera: Svea Andersson, Produktion: triffilm GmbH, Ko-Produktion: Radio Bremen/ARTE (3sat, 5.4.06, 21.00-22 Uhr)

epd Bodo Meyer ist fassungslos. Er steht zwischen hunderten bunten Containern, Fahrzeuge fahren vollautomatisch vorbei, Maschinen stapeln die großen Blechkisten. Es ist kein Mensch zu sehen. Der Hamburger Containerhafen Altenwerder ist der modernste Containerhafen der Welt. Bodo Meyer hat auch einmal im Hafen gearbeitet. Als er bei der Bremer Lagerhausgesellschaft anfang, fuhren die Arbeiter die Baumwollsäcke noch mit der Sackkarre in die Lagerhalle. Er war dann auch dabei, als 1966 der erste Container in einem deutschen Seehafen entladen wurde. Damals guckten alle etwas skeptisch. Heute sagt Bodo Meyer: „Ich begreife das im Moment noch gar nicht. Das ist mir einfach zu hoch.“

Die Dokumentation von Thomas Greh erzählt die Geschichte des Containers als Geschichte einer tech-

nischen Revolution, die die Welt verändert hat. Die zusammenhängt mit anderen technischen Revolutionen, der Computerisierung vor allem, den Strichcode-Scannern, der Automatisierung der Warenströme. „Der Eroberungszug der normierten Blechkiste verändert weltweit die Produktionsbedingungen fast aller Industrien, die Konsumgewohnheiten der Menschen und das Antlitz von Städten und Häfen. Die Wahl eines Produktionsstandortes ist nahezu beliebig, denn der Transport ist jetzt sicher, verlässlich und sehr billig.“

Einmal zeigt der Autor eine Sequenz aus einem Warenverteilzentrum von Karstadt. Dort lagern 300.000 verschiedene Produkte, aber eigentlich lagern sie nur zwischen. Lagerhäuser im klassischen Sinn gibt es nicht mehr. Die Waren werden passgerecht geliefert und weiterverteilt. Vermutlich mit Recht lässt sich sagen, dass die wirtschaftliche, aber auch die kulturelle Globalisierung ohne den Container nicht möglich wäre.

Thomas Greh erzählt seine Geschichte auch über zwei Personen. Bodo Meyer, dem die Entwicklung widerfuhr, ist der eine. Der andere ist Malcolm McLean aus North-Carolina, der Erfinder des Containers. Der Film erzählt die Karriere als typisch amerikanische Aufsteiger- und Pionierstory: vom Farmer zum Millionär. Erst stieg McLean als Fuhrunternehmer auf zur drittgrößten amerikanischen Speditionsfirma, dann die Idee, die Aufbauten von Lastwagen als Ganzes zu versenden, dann die Gründung einer Reederei mit eigens umgebauten Schiffen. Verwandte und Mitarbeiter tragen auch private Erinnerungen vor, auch Bodo Meyer, die schweifen aber gelegentlich arg ab ins Geschwätzige. Die Erinnerungen illustriert der Autor mit dokumentarischen Bildern, die ein wenig Zeitkolorit einbringen.

Offenbar hatte der Autor mit dem Problem zu kämpfen, dass Container nicht grade fotogene Objekte sind, selbst wenn sie bunt angemalt sind. So hat er die Bilder ziemlich aufgemotzt und an der Postproduktion nicht gespart. In der Manier eines klassischen Reports wechselt er ständig die Schauplätze und Zeitebenen, zwischen Geschichte und Gegenwart, wie auch zwischen Newark, wo das Unternehmen „Sealand“ seinen Hauptsitz hat, und Hamburg, Unna oder Bremen. Auch der „Shanghai Express“, eines der größten Containerschiffe, ist zeitweilig Schauplatz. 7500 Container haben darauf Platz, Waren im Wert von 100 Millionen Dollar. Der Kapitän sagt gut gelaunt: „Gradeaus fahren bei Windstärke 1 kann jeder“ und freut sich, wenn er dieses Schiffsmonster zentimetergenau an den Kai manövrieren oder durch eine vielbefahrene Wasserstraße schleusen kann. Wie ein Kind mit seinem Spielzeug.

Doch Greh betont noch einen weiteren interessanten Aspekt: So ist der Krieg auch der Vater der Containerschifffahrt. Die Reeder selbst nämlich betrachteten die neue Erfindung von Malcolm McLean zunächst abschätzig und desinteressiert. Fuhren sie doch gut mit den Berechnungen von Stückgut nach Gewicht, Umfang und Sonderbehandlung. Niemand erkannte das Rationalisierungspotenzial der Technik. Dann erfuhr Malcolm McLean davon, dass die US-Truppen in Vietnam große Probleme mit der Logistik hatten. Waffen, Unterhosen und Coca-Cola wurden in Massen angeliefert, von den großen Transportschiffen auf kleine Dschunken umgeladen und in tausenden kleinen Lagerräumen abgelegt. Malcolm McLean bot an, Frachter in 24 Stunden zu entladen und auf den Heimweg zu schicken. Und weil der Staat und das Militär speziell im Krieg nicht auf Geld schauen und ökonomische Mechanismen nicht mehr greifen, wurde in Vietnam der erste Containerhafen außerhalb der USA angelegt. Das war der Durchbruch.

Weitere interessante Erkenntnis: ehe der Container die Welt verändern konnte, musste jemand sein Denken verändern. Die Seeleute dachten in Fischen, skizziert einer von McLeans Weggefährten die Lage, die Fuhrunternehmer dachten in Lastwagen. Aber Malcolm McLean dachte in Fracht. Etwas von hier nach da transportieren, möglichst billig, egal auf welchem Weg und mit welchem Mittel – das war die Idee. Es ist diese Abstraktion, die den Containerhafen Altenwerder wie eine Geisterfabrik arbeiten und den ehemaligen Hafearbeiter Bodo Meyer staunen lässt: „Das ist mir einfach zu hoch.“ *Fritz Wolf*

Kunst im Kühlschrank

„Art Safari“, siebenteilige Dokumentationsreihe von Ben Lewis, Produktion: Bergmann Pictures, BBC 4, TV 2 DK, YLE, ZDF, ARTE (ARTE, seit 8.4.06 jeweils samstags, 20.15–20.40 Uhr)

epd In einer ehrwürdig steinernen Halle drehen sich Zebras um die eigene Achse, ein Affe sitzt anständig vor dem gemalten Bildnis eines Affen. „Art Safari“ nennt sich die siebenteilige Dokumentationsreihe über zeitgenössische Kunst, die mit solch gut dressierten Tieren eingeleitet wird. Tatsächlich werden auch Künstler oft von Ferne bestaunt, als wären sie wilde Kreaturen, viele Museen erscheinen mehr als fortgeführte Inszenierung denn als Erlebnis des Anderen: Bleiben Sie auf den vorgeschriebenen Pfaden! Nicht berühren!

Wäre da nicht der unerschrockene Dokumentarfilmer Ben Lewis, der weder Scheu noch Ehrfurcht zu kennen

scheint. Mit seinem unhandlichen Mikrofon-Puschel begibt er sich mitten hinein in das Rudel der Galeristen, Kuratoren, Sammler, Künstler. Sieben Schaffende hat er für seine Tour durch die nicht gerade als nächstenlieb bekannte Szene (Fressen und Gefressenwerden!) ausgesucht, 26 Minuten nimmt er sich für jeden Zeit.

In der ersten Folge besuchte er den in Japan omnipräsenten Takeshi Murakami, in der zweiten verfolgte er Maurizio Cattelan, der Lewis zwar ein Porträt gestattete, selbst allerdings nicht darin auftreten wollte. Tat er dann natürlich doch. Weil Lewis sich eine riesenhafte Cattelan-Maske überstülpte und in dieser Montur dem italienischen Künstler auf der Biennale in Venedig auflauerte; ihn also mit den eigenen Waffen schlug: Cattelan ist bekannt für seine lebensgetreue Selbstporträts, die dem Betrachter mal aus einem Loch im Museumsboden, mal in Miniaturform dutzendfach von der Wand entgegenblicken.

So naiv diese Vorgehensweise anfangs erscheinen mag, als so aufschlussreich und durchdacht entpuppt sie sich. Der Autor kennt sich aus in der Welt der Kunst und ihrer Theorie, hat jederzeit ein Gegenargument parat. Vielfach verstummen Kenner und auch Künstler, verlangt Lewis nach einer Antwort. Was nicht dem Vorurteil das Wort redet, man könne Kunst ohnehin nicht erklären und ihre Macher seien durchweg ätherische Wesen. Sondern das genaue Gegenteil vor Augen führt: sind auch nur Menschen – manche hören sich gerne sprechen, manche nicht.

Vom Privatleben der Künstler jedoch keine Rede. „Anfangs findet man ihn schon ein wenig merkwürdig“ ist bereits die intimste Äußerung eines Bekannten von Maurizio Cattelan. So bleibt genügend Zeit für die Werke. Murakamis „Augenblick der Geburt“ etwa ist so lang und ausfüllend auf dem Bildschirm zu sehen, dass man plötzlich bemerkt, wie selten das im Fernsehen der Fall ist. Fast wähnt man sich schon kontemplativ versunken.

Nicht zufällig entschied sich Ben Lewis für Künstler, die auf dem Markt hochpreisig und wortreich gehandelt werden und dem durchschnittlichen Museumsbesucher deshalb vor allem aus Feuilletonartikeln bekannt sind – wie Gregor Schneider, Sophie Calle, Santiago Sierra. In der knappen halben Stunde will Lewis nicht mehr, aber vor allem nicht weniger als einen ersten eigenen Blick gewähren. Indem er die Künstler auf ihre Werke zurückwirft, ihnen immer wieder einen Spiegel vorhält.

Takeshi Murakami etwa, dessen hybrid deformierte Manga-Figuren auch in Supermärkten zu kaufen sind